



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleine Correspondenz und Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heimathliche Gegend zurückgerufen wird, so bleibt er doch immer ein dankbarer treuer Anhänger des Magyarenthums, und ist meines Wissens noch kein einziger zum Panflavisten geworden.

Die protestantischen Gymnasien tragen zwar der Form nach denselben Typus, unterscheiden sich aber sehr vortheilhaft von den katholischen. Auch hier sind dieselben Classen, dieselben officiellen Gegenstände, aber es herrscht ein anderer, mit der Zeit mehr schritthaltender Geist in ihnen, und der Schüler hat hier wenig leere Worte einzubüffeln, da seine Schulbücher in der Landessprache abgefaßt sind und so viel als möglich für Realwissenschaften, als Physik, Geographie, Geometrie u. s. w. gesorgt ist. Nur findet hier ein anderer Uebelstand statt, daß nämlich die Schulen nicht wie die katholischen vom Staate, sondern von den Gemeinden oder Kirchensprengeln erhalten werden, und die Mittel gewöhnlich nicht hinreichen, ein genügendes Lehrpersonal anständig zu besolden. Die ersten 4 Classen werden daher meist mit Studenten aus den Akademien und Collegien besetzt, und oft gewechselt, nur die Rhetorik und Poesie hat einen stabilen wirklichen Professor, der zugleich die Leitung des ganzen Instituts unter sich hat. Endlich unterscheiden sich die protestantischen Gymnasien von den katholischen noch darin, daß in erstern die griechische Sprache nach Muster der deutschen Institute mit Eifer gelehrt wird, während sie in letztern bisher ganz ausgeschlossen war; das Schulleben ist freier, die Disciplinarstrafen seltener, und durchaus keine körperlichen.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Aus H o l s t e i n.

Kiel, im Mai.

Mitte April kam ein Engländer nach Eckernförde und miethete ein Zimmer, im Angesicht des Hafens, auf drei Tage. Als diese Frist verstrichen war, miethete er es auf eine Woche, dann auf vierzehn Tage, endlich auf drei Monate. Seit seiner Ankunft hat man ihn keinen Fuß vor die Thüre setzen sehen, sodas die seltsamsten Vermuthungen über die Mission des Fremdlings entstanden. Die misstrauische Neugierde der guten Eckernförder entlud sich aber in Gelächter, als die Wirthsleute des Engländer erzählten, er sitze den lieben langen Tag mit dem Fernrohr am Fenster und rühre sich vom ersten Morgengrauen bis in die späte Nacht nicht vom Flecke; „denn, sagte er mit unverschämter Offenherzigkeit: Ich u-ollen sehen das Nehmen der Fregate bei die Danes.“ Sein Glas ist unabänderlich auf den Hauptmast der Fregatte „Gestor“ oder „Eckernförde“ gerichtet, deren Wegnahme durch die Dänen er mit unermüdlicher Geduld jeden Augenblick erwartet.

Diese wahre Anekdote bildet heute das Kieler Tagesgespräch. Die Einen wünschen, der Sonderling möge an seinem Lugsfenster in Eckernförde hundert Jahre alt werden, die Andern wünschen ihm die — freilich nicht buchstäbliche — Erfüllung seiner

wohlschwellenden Sehnsucht. Man nimmt nämlich an, daß, im Fall die Kopenhagener Unterhandlungen scheitern, der Krieg mit einem Angriff auf die schleswig-holsteinische Trophäe beginnen werde. Diesmal stünde kein Preußer und kein Jungmann bei den Strandbatterien, welche, Dank den Waffenstillstandsbedingungen, demontirt sind, doch lebt man der Zuversicht, daß die preussische Besatzung der Eckernförde nicht versäumen wird, das Schiff nöthigenfalls in die Luft zu sprengen; und so unerträglich gestalten sich die Zustände in Schleswig, so schwer lastet der bewaffnete Friede auf Holstein und so tief wurzelt das Mißtrauen gegen die vermittelnden Mächte*), daß man den Donner der auffliegenden Eckernförde, als das Signal zum entscheidenden Waffentanz, mit freudigem Hurrah begrüßen würde. Ungleichen Kampf gegen den Danebrog zieht man der Hinausschleppung des Provisoriums vor, denn mit einem Gemisch von Grauen und Ekel denkt man daran, daß die Zukunft der Herzogthümer auf ewig in den dunklen Schooß der Diplomatie fallen könnte: jene unerfüllliche, bodenlose Gruft, in deren Tiefe bereits so viele europäische Fragen bis zum jüngsten Gericht auf Antwort harren.

Ungleich wäre der Kampf zu Lande nur für die Dänen. Sämmtliche Offiziere, welche die Feldzüge von 48 und 49 mitgemacht haben, fällen das ungünstigste Urtheil über das feindliche Heer, obgleich sie gestehen, daß sie den Werth ihrer Vorbeeren dadurch bedeutend herabsetzen. So gebildet und tapfer die dänischen Marine-Offiziere, ebenso unfähig, altmodisch und schwingelos sollen die Offiziere der Landarmee sein; von der schlechten Führung und mangelhaften Organisation der feindlichen Truppen erzählt man sich fabelhafte Beispiele. Der gemeinen Mannschaft fehlte es an Vertrauen und, im nüchternen Zustande, an Kampflust; noch jetzt soll sie in ihren Reihen eine Mehrzahl ältlicher verheiratheter Ersahleute haben, da die seit der Revolution eingeführte allgemeine Wehrpflicht auf den Inseln bis zum heutigen Tag ein todter Buchstabe geblieben ist. Kurz, das dänische Nationallied: „der tapferere Landsoldat,“ hat eine hübsche, muntere Melodie, aber der Text und Titel sind eine leere poetische Figur. Um so bitterer beklagt man die Halbheit der vorjährigen preussischen Strategik. Ich will die finsternen Sagen von Friedericia, Kolding u. s. w. nicht aufwärmen, welche die Leute hier mit erschreckender Ruhe als Thatsache erzählen, darüber jedoch herrscht ausnahmslose Uebereinstimmung, daß die Preußen den Krieg weniger als Feinde Dänemarks, wie als diplomatische Vermittler zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein führten. Sie mußten, sagt das Volk, im Gefecht immer mit einem Auge nach Petersburg hinfragen, ob sie nicht zu ernst ins Geschirr gingen. Sie begnügten sich damit, den Dänen zu seinem eigenen Heil aus den Herzogthümern hinauszuschieben, während es leichte Mühe gekostet hätte, ihn von der See abzuschneiden und größtentheils aufzureiben oder gefangen zu nehmen; ein Erfolg, der nicht resultatlos geblieben wäre. Eine der letzten Proclamationen Willisen's hat dazu gedient, die öffentliche Meinung in dieser Ansicht zu bestärken; denn was ist Willisen's Versprechen, „den Krieg ohne diplomatische Rücksichten und mit dem der Sache gebührenden Ernst zu führen,“ An-

*) Mit Preußen schmollt man, Rußland haßt man, Oestreich haßt und verachtet man; den Dählerup will man ihm nicht vergessen und nicht schenken. Neuerdings hat sich Oestreich wieder als „erste deutsche Macht“ bewährt, indem es auf seinem großdeutschen Congreß zu Frankfurt a. M. den Holstein-Lauenburgern einen dänischen Diplomaten (Wülow) als Vertreter aufsetzoyirte.

deres als eine schwach verschleierte Anklage seiner Vorgänger? Bezeichnend aber für den tüchtigen Charakter der Holsteiner ist es, daß sie, trotzdem und alledem, mit der aufrichtigsten Dankbarkeit die Verdienste Preußens um das Land anerkennen. Beim Erscheinen der erwähnten Proclamation befand ich mich in einer Gesellschaft schleswig-holsteinischer Offiziere, als die Rede auf General Bonin kam. — Um Vater Bonin ist doch Schade, bemerkte Einer; es war ein leutseliger, seelensguter Herr! — Ja, entgegnete ein Lieutenant spöttelnd: ein echter Christ, wie er im Buche steht. Mit aller Welt meint er's gut, selbst dem Feinde. — Halten Sie man Ihre Zunge, versetzte ihn ein älterer Offizier; wir wissen Jeder, woran's gelegen hat. Bonin war daran so unschuldig wie Sie; er hatte seine Instruktionen. Davon abgesehen, auf welchen Füßen stände unsere Armee ohne ihn? Wenn er selbst nicht recht dreinschlagen durfte, so hat er uns für die Zukunft schlagfertig gemacht. — Ah! in der Beziehung nehm ich meinen Hut vor ihm ab! räumte der Andere ein. Es ist merkwürdig, fuhr er fort, der Mann sah gar nicht wie ein Militär aus, eher wie ein gelehrter Berliner Professor. — Na, aber ein militärischer Professor, der sich gewaschen hat; für eine junge Armee, wie unsere, ist solch ein Hofmeister unbezahlbar. Er hat sie nicht bloß organisiert, er hat sie geschaffen; und es komme, was da wolle, wir werden doch immer gestehen müssen, daß wir Preußen unsere Erziehung verdanken! — Allerwärts einverstanden! scholl es rings im Kreise. Und, wohlgemerkt, es befand sich kein Preuße unter den Anwesenden.

Von den preussischen Offizieren, die nach Hause berufen wurden, stehen viele im besten Angedenken; beim Abschied eines Majors, Schmidt namentlich, hat seine ganze Compagnie Thränen vergossen. Manche waren im Geruch unverhältnismäßigen Hochmuths. Jene, welche definitiv in den Dienst des Herzogthums traten, erfreuen sich großer Auszeichnung und leben auf dem kameradschaftlichsten Fuß mit den Eingeborenen; sie haben es allmählig gelernt, mit den Holsteinern umzugehen. — Unsere Leute, sagte mir ein Offizier, vertragen die rücksichtsloseste Strenge im Dienst, und wollen nichts weniger als gehätschelt sein, nur wegwerfende Behandlung und einen gewissen schnarrenden Ton der Verachtung können sie nicht verdauen. . .

Der jetzige Oberfeldherr, Generallieutenant Willisen, wurde nicht gleich mit vor-eiligem Jubel empfangen, auch seine helmbuschschüttelnden Proclamationen machten keinen sichtlichn Eindruck auf das bedächtige Volk. Erst die Art und Weise seiner Thätigkeit gewann ihm Vertrauen. Willisen ist ein alter, schlanker Herr mit grauen Haaren und bartlossem, rothbraunem Gesicht von determinirten Zügen; ich hatte Gelegenheit, ihn bei ein Paar kleinen Mustern zu beobachten. Er verbat sich Hurrahs und Lebehochs, musterte jeden einzelnen Mann und legte nur auf das Wesentliche Gewicht. Seit seiner Ankunft werden die Uebungen im Waffengebrauch doppelt lebhaft betrieben, die Truppen sind keine Stunde müßig, und selbst die Offiziere schießen täglich mit Spitzkugelmusketen nach der Scheibe. Es hat anfangs nicht an mißtrauischen Stimmen gefehlt, die Willisen's Verzichtn auf seine preussische Pension eine Komödie und seine Mission eine diplomatische nannten. Seine angeblichen polnisch-italienischen Antecedenzen gaben dem Geflüster Bedeutung. Indes haben die Zeitungen nachgewiesen, daß es nicht Generallieutenant v. Willisen, sondern sein Bruder, der Adjutant des Königs von Preußen war, der im J. 1849 die Taktlosigkeit beging, erst das Feldlager Karl

Albert's und darauf das Lager Radeky's mit seiner beifälligen Anwesenheit zu ehren. Die Verdächtigung ist nun verstummt oder doch kleinlaut geworden.

Bei der Rückkehr von seiner ersten Inspections-Rundreise nach Kiel hat Willisen sein unbedingtes Vertrauen auf die Tüchtigkeit der holsteinischen Armee öffentlich ausgesprochen. Sie könne sich den besten Truppen Europas dreist zur Seite stellen, sagte er unter Anderem. Hoffentlich hat der alte Herr, der sonst so kurz angebunden auftritt, weder dem Lande schmeicheln noch sich selber täuschen wollen. Das Material zu einer trefflichen Armee war allerdings vorhanden: ein Menschenenschlag vom besten norddeutschen Kern; geformt und geschult durch eine Offizierschaar, die theils aus patriotischen Motiven, theils aus ehrgeiziger Kriegslust der holsteinischen Sache mit Leidenschaft anhängt; beseelt und gehoben durch die Traditionen zwei rühmlich geführter Feldzüge. Junge Leute ohne Uniform sind nirgends zu sehen, die ganze Generation vom 18. bis zum 30. Jahr steht unter Waffen, darunter die Söhne der ersten Familien. Mit welcher Liebe die Leute ihrem Handwerk obliegen, kann man auf jedem Exerzierplatz sehen; der Fuchs auf dem Fechtboden, der angehende Stutzer auf dem Tanzsalon ist nicht eifriger als der hiesige Rekrut in der Waffenübung *), und beim rauhesten Wetter ziehen die Soldaten unter fröhlichem Gesang zu ihrem täglichen Manöver aus. Die Mannszucht wird im Dienst so streng gehalten wie irgendwo; außer dem Dienst ist der Verkehr zwischen Soldaten und Offizieren so frei und ungezwungen wie in Frankreich. Excesse gehören zu den größten Seltenheiten, die Nüchternheit ist, trotz des guten Soldes, eine allgemeinere Tugend als bei irgend einer deutschen Truppe, die gemeine Mannschaft selbst verläugnet in Ton und Haltung einen gewissen aristokratischen Anstand nicht, denn die freie Bauernschaft, der sie größtentheils entstammt, ist bekanntlich die stolzeste, aber zugleich anständigste Aristokratie, die es geben kann. In einer Beziehung darf der Laie das Urtheil des Feldherrn mit Sicherheit unterschreiben. Die holsteinische Armee ist die einzige in Deutschland, der kein polizeilicher Beigeschmack anklebt; sie hatte nie das Unglück, sich im Bürgerkriege traurige Vorbeeren zu erkämpfen, ihre scharfgeschliffenen Schwerter drohten und drohen Niemand als dem auswärtigen Feinde, gegen den, wie man weiß, die Pflichten der Humanität und Ehre gewissenhafter beobachtet werden, als gegen den rebellischen Landsmann. Wenn das „freie einige Deutschland“ dereinst eine Armee besitzt, die so verdienter Volksthümllichkeit sich erfreut, wie die kleine holsteinische Armee, dann wird es Zeit sein, von einem herrlichen Kriegsheer zu reden.

Im Frühling 48 stellte Holstein nicht mehr als 2000 Freiwillige ins Feld. Jetzt zählt es über 30,000 Mann reguläre Truppen, deren Zahl mit Leichtigkeit auf 40,000 erhöht werden kann. Waffen, Monturen, Schießbedarf, Lazarethe u. s. w., Alles mußte in dieser kurzen Frist neu angeschafft werden. Die Unterhaltung der Armee kostet das kleine Land monatlich eine Million Mark Courant. Die Einquartierungslast ist enorm. Reiche Gutsherren pflegen 80 bis hundert Mann zu verpflegen und bloß auf die Anschaffung des nöthigen Bettzeugs einige tausend Mark jährlich zu verwenden; der Bürger, welcher 100 Mark Steuern zahlt, erhält zehn Mann ins Haus. Alle diese Opfer bringt das Volk mit heiterer Miene, aber umsonst will es sie nicht gebracht haben. Ehe es einen faulen Frieden annähme, würde es sich den schlimmsten Wechselfällen des Krieges aussetzen. Sämmtliche Häfen Holsteins, Kiel, Neustadt, Heiligenhafen, sind gegen

*) An das Bayonnetfechten ist, unerklärlicher Weise, hier noch nicht gedacht worden.

Ueberfall und Angriff gerüstet, die Küsten Schleswigs zu armiren, würde geringe Zeit kosten; blinden Schrecken also jagt der Danebrog nicht mehr ein. Schleswig-Holstein kann auf eigenen Füßen gegen Dänemark eine gute Weile feststehen; es ist gerecht genug, um von Preußen, dessen Ostseehandel in den letzten zwei Jahren so viel gelitten hat, Nichts als Neutralität zu verlangen. Diese Stimmung ist nicht von Uebermuth eingegeben; man weiß nur zu wohl, was die geschligte Flagge mit dem weißen Kreuz im blutrothen Felde zu bedeuten hat. Die Flotte ist ja noch immer die letzte Sorge der deutschen Fürsten geblieben; Nichts hindert daher den Danebrog, die holsteinischen Häfen zu blockiren und die Hauptquelle des hiesigen Erwerbs, die Kornausfuhr, zu verstopfen. Holstein kann es auch darauf ankommen lassen und braucht ein finanzielles Duell mit Dänemark nicht zu scheuen; denn die dänische Kasse hat mehr als ein Loch.

Eins erwartet und fordert man mit Recht von Preußen: daß es sein Veto gegen die gewaltsame Einmischung der Großmächte erhebe. Preußen unterschätzt seine Stärke, wenn es bei den Großmächten taube Ohren zu finden glaubt. Oestreich und Frankreich haben mit sich zu thun, russische Drohungen aber können nur bei den Jesuiten der Kreuzzeitung wirken, weil diese gern glauben (oder zu glauben heucheln) was sie wünschen. Der Czar wird für Dänemark nicht mehr thun, als er neulich für Griechenland that; denn Englands Interesse ist es wahrlich nicht, daß Sund und Kattegat unter die Herrschaft der moskowitischen Flagge kommen. Ich glaube, daß auch ein paar Duzend Fürsten erschrecken würden, wollte Rußland in Holstein Truppen landen; wenn sie ihr Interesse verstehen, müßten Preußen, Sachsen, Hessen, Württemberg und vielleicht auch Baiern den Czaren kniefällig ansehen, von solchem Vorhaben zu lassen, damit sie nicht in das Dilemma fallen, die tollkühnen Allirten oder die unfreiwilligen Feinde Rußlands zu werden.

Die russische Intervention also ist ein Schreckschuß, der hier zu Lande mit Hohn aufgenommen wird. Man denkt vielmehr, daß die deutschen Regierungsblätter absichtlich gegen das Ausland feige thun, um eine Furcht anderer Art, die begründeter ist, dahinter zu verstecken: die Furcht vor der moralischen Rückwirkung, welche sowohl die Siege wie die Niederlagen einer auf eigene Faust kämpfenden schleswig-holsteinischen Armee auf die Stimmung Deutschlands äußern dürften. Wenn die deutschen Diplomaten daher mit denen des übrigen Europa vereinigt daran arbeiten, den Krieg der Herzogthümer gegen Dänemark zu hintertreiben, so ist das begreiflich, aber ein glücklicher Erfolg ist diesem löblichen Streben nur dann zu versprechen, wenn sie einen Frieden zu Stande bringen, der kein Verrath an den Rechten und Interessen der Herzogthümer ist. Möge die Diplomatie einmal zeigen, daß sie mehr als unhaltbare Provisorien zusammenflicken kann. Sonst wird sie an den Küsten der Ostsee eine eben so schwachvolle Niederlage erleben, wie im Herbst 1847 in den Schweizer Bergen.

A u s M e i n i n g e n .

Ich hoffe, daß Sie noch mit einiger Zerknirschung sich der Moralspredigt erinnern, die ich Ihnen vor etwa einem halben Jahre zu halten die Ehre hatte. Sie werden eingesehen haben, daß Sie Unrecht, ja was schlimmer ist, einen Fehler begingen, als Sie uns ignorirten. Ich war damals im Stande, in dem wohlberechtigten Gefühl gekränkter Würde zu schreiben: denn wir besaßen damals einiges Selbstgefühl. Das Reichs-

ministerium, die Centralgewalt hatte uns als ebenbürtigen Gegner betrachtet: wir besaßen eine Besatzung von Reichstruppen, sogar ein Reichscommissär war uns octroyirt worden: wir waren glücklich, denn wir waren gefürchtet. Kein Wunder, wenn der Hochmuthsteufel in uns fuhr: unsere demokratischen Blätter waren gleich unwissend und geistreich, als irgendwo: unsere Versammlungen so „entschieden freisinnig“, als nur je der Dresdner Unverstandslandtag: unsere Demokraten gaben an Selbstbewußtsein dem Lindenmüller und an Verachtung aller Doctrin dem Minister Manteuffel nichts nach. Wir verwarfen das Raibündniß und die Dreikönigsverfassung: — unser Schicksal war erfüllt. Man wagte es, uns aufzulösen, und die neue Kammer nahm an, was wir verwarfen. Seitdem ist unser Land von der Stufe eines Großstaats, auf die wir es gehoben, zu seiner vormärzlichen Kleinheit herabgesunken. Die Bourgeois haben nach Erfurt gewählt, und trotz des großartigen passiven Widerstands, den wir bei dieser Gelegenheit entwickelt, haben unsere Abgeordneten „in der Festung“ mitgetagt.

Was soll nun werden? Die Demokratie, welche alles weiß, sie weiß dies nicht, sie mag es auch nicht wissen. Die Reactionäre, Bourgeois und Doctrinäre, die sich als eine Art Weidenbuschpartei constituirt haben, haben den Staat und uns auf dem Gewissen. Wir sind es müde geworden, mit einer Partei zu kämpfen, die anmaßend genug ist, zu behaupten, man müsse etwas gelernt haben, um etwas zu verstehen. Dieses Geschlecht von Menschen setzt seine Hoffnung auf Erfurt und die Union. „Die kleinen Staaten, sagen sie, sind kein Hinderniß der Einheit, aber sie müssen sich an eine kräftige und einheitliche Reichsregierung anlehnen können: alle allgemeinen Gesetze müssen vom Reich und vom Parlament ausgehen, und den Einzellandtagen darf nur die Regelung der eignen Finanzen und Localgesetzgebung verbleiben.“ Undankbarkeit, dein Name ist Weidenbusch! Was hätten wir aus unserm Staate machen können, was hatten wir schon angefangen daraus zu machen, und was wollt ihr daraus machen! Wenn wir noch im Jahre 1848 lebten, würden wir diese Menschen, wie wir so oft gethan, „der öffentlichen Verachtung preisgeben:“ im Jahre 1850 hüllten wir uns in stiller Größe in den Mantel unseres Bewußtseins. Es wird eine Zeit kommen, wo man uns in unserer Zurückgezogenheit auffuchen und, wie den römischen Feldhern vom Pflug, aus unserm Schmolzwinkel zur Dictatur rufen wird. Möge es dann nicht zu spät sein: möge es uns dann noch vergönnt sein, den doctrinären Träumen von einer einheitlichen Reichsregierung in der Person des Hohenzollern gegenüber unsern naturwüchsigen Ideen von der Verfassung und Regierung eines Reichs Geltung zu verschaffen. Wenn wir aber den verblendeten Jubel betrachten, mit welchem erst vor Kurzem trotz unserer Warnungen der unglückselige Gagern bei uns empfangen wurde, dann vermögen wir keine Hoffnungen für unsere Zukunft zu fassen. Zu spät werden die Borussomanen sich unserer Lehren erinnern, zu spät von ihren doctrinären Principien sich zu dem voraussetzungslosen Standpunkt der Principlosigkeit bekehren. Wir werden dann nicht mehr helfen können; denn es wird von uns heißen, wie der verwundete Mercurio von sich sagt: fragt morgen nach mir und ihr werdet einen stillen Mann an mir finden.

Literarische Neuigkeiten aus Frankreich.

Victor Hugo hat von der Aufführung des *Toussaint Louverture* von Lamartine Gelegenheit genommen, sich über das Verhältniß des Dichters zum Staatsmann aus-

zusprechen: eine Idee, die ihn unablässig verfolgt, seit seiner Aufnahme in die Akademie. „Herr von Lamartine, sagt er, hat am meisten zur Stärkung des absurden Vorurtheils beigetragen, daß der Dichter unfähig sei zur Leitung der Geschäfte. Nur darum, weil er ein lyrischer, und nicht ein dramatischer Dichter ist. Diese beständige Flucht der Action vor der Idee, der Idee vor der Action, welche man im Toussaint Louverture verfolgen kann, sie findet sich ebenso im Geschichtschreiber der Girondisten, im Staatsmann und im Denker wieder. Heute ist es die Idee, welche die Action beherrscht, unterdrückt, vernichtet; er giebt seinen Willen der Inspiration gefangen; er ruft aus: *Alea jacta est!* er fordert fünf Minuten Ueberlegung, um zu entscheiden, ob Frankreich eine Monarchie oder eine Republik sein soll; er steigt auf die Tribüne, ohne zu wissen, welchen Antrag er stellen will, ob er der Nationalversammlung oder dem Volke das Recht vindiciren wird, sein Oberhaupt zu wählen. — Morgen läßt sich sein Gedanke, ungewiß, leichtfertig und schwankend, auf der Woge der Ereignisse tragen. Eine Revolution gibt ihm die Macht in die Hände, eine Insurrection raubt sie ihm wieder; in der Zwischenzeit bietet sich ihm Frankreich ein Paar mal an, und findet ihn nie bereit.“ — So richtig diese Darstellung ist, so hat Victor Hugo darüber vergessen, daß sie ihn selber ebenso trifft, als seinen glücklicheren Nebenbuhler. Die lyrischen Ergießungen, die den eigentlichen Kern seiner wunderlichen Schicksalstragödien ausmachen, berechtigen Frankreich keineswegs zu der Hoffnung, in dem Dichter der Marion de Lorme den ersuchten Messias zu finden, der seine socialen und politischen Wirren durch einen Zauberspruch zu beschwören im Stande ist.

Victor Hugo beschäftigt sich mit einem neuen, großen Buch, das den Titel führen soll: *les misères*, und zu welchem seine neuesten Reden in der Kammer, namentlich die über das Deportationsgesetz, das Programm bilden sollen.

Lamartine: *le Passé, le Présent et l'Avenir de la République*. Eine neue Variation des beliebten Lyrikers auf das alte Thema: Die socialistischen Ausschweifungen seien gegen die Revolution, und die echte demokratische Republik sei eitel Tugend und Zufriedenheit. — Man merkt in den Formen, die noch immer glänzend sind, die allmälige Abschwächung eines Gedankens, der sich durch beständige Wiederholung abnutzt, und seine Hohlheit durch heftige Declamationen nicht mehr verdecken kann.

Histoire des causes de la révolution française, 4 Bde. Von Granier de Cassagnac. Dieses neue Werk unterscheidet sich von den frühern über denselben Gegenstand u. A. dadurch, daß es den Einfluß der Philosophie des 18. J. auf die Ereignisse am Schluß desselben als unbedeutend darstellt, und die Initiative der liberalen Neuerungen der alten Monarchie zuschreibt.

Daniel Stern: *Histoire de la Révolution de 1848*. Ein interessantes Buch, auf das wir noch zurückkommen. Die Gräfin Agout wirft der alten Gesellschaft, die sie kennen muß, entschieden den Fehdehandschuh hin, und zeigt mit den Propheten der

neuen eine Bekanntschaft, die bei ihrem Stand und ihrem Geschlecht in Erstaunen setzt. Bunter, pikanter und drastischer als irgend eine der bisher erschienenen Denkschriften ist dieses Buch schon darum, weil es sich mehr in Persönlichkeiten, Anekdoten, Criminalgeschichten u. dgl. vertieft. Die socialistische Fiction macht es um so pikanter.

Von Louis de St. Aulaire, ehemaligem Deputirten, sind erschienen: *Considerations sur la démocratie*. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß die Demokratie in Frankreich uralt ist, daß sie bis auf das 12. Jahrhundert zurückgeht, und daß diese legitime, auf vernünftiger Organisation beruhende Demokratie sich in einzelnen Spuren (in den Ackerbauvätern) noch immer erhalten hat, und nur einer neuen Belebung bedarf, um der modernen, nivellirenden Demokratie siegreich entgegenzuarbeiten.

Ein neues Fragment über Aesthetik. *Essai sur la théorie du beau pittoresque*, von F. B. Laurens, eine Vervollständigung der *Principles and practice of art* (1845) von dem englischen Landschaftsmaler Harding, wird von den Journalen mit einiger Anerkennung besprochen. Zum Schluß der Abhandlung, die sich vorzüglich auf Landschaftsmalerei bezieht, folgt eine Analyse der Schönheit des Weibes.

La Foi nouvelle cherchée dans l'art, de Rembrandt à Beethoven. Die Kunst die Quelle des Glaubens, ein alter Satz, den die heitern Griechen anerkannten, indem sie dem Vater Homer für ihre Götterbilder Dank sagten, gegen den aber das ernste Christenthum sich sträubt, und mit Recht, denn der Kern seines Wesens, der Spiritualismus, hat mit der Kunst nichts zu schaffen. — Jenes Büchlein gewinnt an Interesse, wenn man es mit den entsprechenden Tendenzen in Deutschland (Richard Wagner) vergleicht.

Ein neues Werk von Don Serafin Calderon: *Scenen aus Madrid, Andalusien u. s. w., „von einem Einsamen,“* wird wegen der anschaulichen Darstellungsweise, der gründlichen Kenntniß der Sitten, und des mit einer feinen Ironie zerlegten Patriotismus, der seinen Skizzen und Beschreibungen einen gewissen poetischen Anstrich gibt, von der französischen Kritik sehr gerühmt.

Unter den neuen Dramen, die in Paris Effect gemacht haben, zeichnen sich aus: *Bivia's Martyrium*, von Reboul aus Nimes, eine Nachahmung des Polyucte. Bivia ist die heilige Frau und die zärtliche Mutter, und der Conflict ist zwischen dem Glauben, der sie treibt, den Himmel zu erwerben, und der mütterlichen Liebe, die sie durch irdische Bande an ihren Sohn fesselt. Sie ist die christliche Tochter, die der thörichte Vater mit seinem Fluch bis in die Marter verfolgt, in der sie stirbt, indem sie ihm verzeiht. Reboul hat die sonore Feierlichkeit der Tragödie von Corneille mit einigem Glück wiedergegeben. — Nächstdem hat ein phantastisches Lustspiel von Méry: *Planètes et Satellites* durch seine feine Charakteristik Glück gemacht.

Jeanne de Vaudreil. Neuer Roman einer unbekanntenen Verfasserin, in welcher die Kritik viel Geist, aber auch viel hohlen Dogmatismus findet. Eine zweite *Delia* oder *Bally*, behandelt sie die Geschichte des Zweifels in edlen und ihrer Anlage nach religiösen Herzen bis zu einer gewissen spiritualistisch-allgemein gehaltenen Versöhnung, wie im *Spiridion*. — Man denkt dabei an unsere *Faustine*, welche den endlichen Zielpunkt ihres unruhigen Trachtens in einer engeren Klause, in einem bestimmteren Heiligthum gefunden hat: im Schooß der allein seligmachenden Kirche.

Sacs et Parchemins (Geldsäcke und Stammbäume), ein neuer Roman von *Jules Sandeau*, übertrifft die frühern Leistungen dieses Verfassers bei Weitem. Er spielt in der Zeit unmittelbar vor der Februarrevolution. Eine alte legitimistische Familie aus der Bretagne alliiert sich mit dem Hause eines feynreichen, eitlen Pariser Bourgeois, Herrn *Levrault*, der durch seinen Schwiegersohn bei Hofe angestellt zu werden hofft. Der junge Edelmann ist auch bereits im Begriff, mit Hintansetzung seiner Principien dem Moloch des Julikönigthums zu opfern, da bricht die Gmeute aus. Um sich vor dem Volke zu sichern, zieht Herr *Levrault* die republikanische Fahne auf; er verliert aber doch in der eintretenden Finanzkrisis sein Vermögen, und die unsittlichen Verhältnisse einer Mesalliance treten nun nackt ans Tageslicht, bis sie durch die gute Natur der beiden Hauptbetheiligten beseitigt werden. — Noch schlechter als die Legitimisten und die eitlen *Parvenus* kommen die Demokraten weg, und von jeder Partei finden sich einzelne treffende Charakteristiken, obgleich die Darstellung oft genug das Aussehn einer bloßen *Carricatur* annimmt, wie es auch bei *Louis Meybaud's* *Jerome Paturot* fast immer der Fall ist.

Unter den reactionären Schriften, die in neuester Zeit erschienen sind, muß sich die *Histoire du Sonderbund* von *Crétineau Joly* durch die aufgetragenen Farben auszeichnen, wenn wir folgendes Fragment ins Auge fassen, welches die legitimistische *Chronique de Paris* mittheilt: *Lamartine, vieux Narcisse qui se mire dans un hourbier révolutionnaire, chevrotait une harmonie historique pour diviniser la guillotine.*

Das *Journal des économistes* zeigt folgende neue Werke an, die in sein Gebiet fallen: *Histoire des banques*, von *Ch. Coquelin*. — *Subsistances et populations*, von *L. Cadot*. *Histoire de l'administration de la police de Paris depuis Philippe Auguste jusqu'aux états généraux de 1789, ou tableau moral et politique de la ville de Paris pendant cette période, considérée dans ses rapports avec l'action de la police*, von *Frégier*. — *Nouvelles études sur la législation charitable*, von *L. Delamothe*. — *Harmonies économiques*, von dem Deputirten *F. Bastiat*. — *Du droit à l'oisiveté et de l'organisation du travail servile dans les républiques grecques et romaine*, von *Moriau Christophe*. — *Les soirées de la rue St. Lazare, entretiens sur les lois économiques et défense de la propriété*, von *G. de Molinari*. — *De la situation des classes ouvrières en France*, von *Ernest Merson*.

Verlag von *F. V. Herbig*. — Redacteurs: *Gustav Freytag* und *Julian Schmidt*.
Druck von *C. E. Elbert*.